

Das Einzige, was bleibt

Warum wir im Entwicklungssektor über Glaubensfragen sprechen müssen

Marina Dölker | 80 Prozent der Weltbevölkerung fühlen sich laut einer Studie des Pew Research Center von 2012 einer religiösen Gruppe zugehörig. Die meisten Menschen im säkularisierten Westen mag diese Zahl überraschen. Denn hierzulande haben wir eher leere Kirchenbänke vor Augen, wenn wir „Religion“ hören. Der Glaube spielt sich dem westlichen, aufgeklärten Paradigma zufolge meist nur in den Sphären des Privaten ab und dürfte irgendwann ganz aus unserer Gesellschaft verschwinden.

Dieser westliche, säkular geprägte Diskurs dominierte auch lange den globalen Entwicklungssektor. Zwar gibt es eine Vielzahl von Faktoren, die bei der Umsetzung von Entwicklungsprojekten berücksichtigt werden sollen: die politische Situation im Land, lokale Hierarchiestrukturen, ökonomische Bedingungen, Genderfragen oder auch kulturelle Aspekte. Doch Glaubensüberzeugungen der Menschen vor Ort blieben lange Zeit außen vor. Und das, obwohl man dort, wo Entwicklungszusammenarbeit vorrangig geschieht, meist vergeblich nach leeren

Dem westlichen Paradigma zufolge wird Religion irgendwann verschwinden

Kirchenbänken, Tempeln oder Moscheen sucht. Religion boomt in großen Teilen des globalen Südens. Religion, Glaube und Spiritualität sind hier im Alltag sichtbar und untrennbar verbunden mit dem Denken und Handeln der Menschen. Religion stiftet Identität, und sie gibt da Sicherheit und Hoffnung, wo die Lebensumstände hoffnungslos erscheinen. Kein Entwicklungsprojekt, kein Wandel kann nachhaltig sein, der nicht an diese tiefsten Überzeugungen und Werte von Menschen anknüpft.

Beim Bevölkerungsfonds der Vereinten Nationen (UNFPA) musste man dies in der Vergangenheit auf unangenehme Weise lernen. UNFPA setzt sich mit sehr sensiblen Themen auseinander – Verhütung, Familienplanung, sexuelle Gewalt oder weibliche Genitalverstümmelung. Wo das Flüchtlingshilfswerk UNHCR Zelte baut und das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen Essen bereitstellt, verteilt UNFPA Verhütungspakete und klärt über sexuelle Gewalt in humanitären Notsituationen auf. Doch diese Maßnahmen liefen in der Vergangenheit oft ins Leere – nämlich dort, wo Priester Kondome als teuflisch verdammten oder Imame Gewalt gegen Frauen religiös legitimierten.

Das alles sind keine neuen Probleme. Dennoch spielt Religion auch heute noch eine vergleichsweise geringe Rolle in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. Angesichts der Komplexität des Phänomens ist das zum Teil sogar nachvollziehbar. So gibt es keine zufriedenstellende und allgemein anerkannte Definition von „Religion“: Das Übernatürliche lässt sich schwer auf einen menschlichen Nenner bringen. Darüber hinaus gibt es eine schier unübersichtliche Zahl von Religionen und unterschiedlichster Strömungen in-

nerhalb einer Glaubensstradition. Dazu kommen noch unzählige indigene Religionen und spirituelle Praktiken. Wo setzt man da an? Es war einfacher, dem Thema aus dem Weg zu gehen.

Doch der Wind hat sich gedreht. Die Ereignisse der vergangenen Jahre haben dem Westen vor Augen geführt, dass sich die Religion nicht wie erwartet aus dem öffentlichen Raum zurückziehen wird. Religiöser Extremismus und

Religionsgemeinschaften praktizieren seit Jahrtausenden Entwicklungszusammenarbeit

religiös motivierter Terror machen vor den Toren Europas nicht Halt. Hinzu kommen tägliche Nachrichten von so genannten „Religionskriegen“ in anderen Teilen der Welt. Religion ist ein Thema, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen. Religion wurde als zentrales Problem begriffen – aber kann sie auch Teil der Lösung sein? Die meisten sind überzeugt: Ja, das muss sie sogar sein. Zudem besitzen alle großen Glaubensstraditionen Elemente der Vergebung, Versöhnung und Nächstenliebe – und damit das Potenzial zur Erneuerung und Transformation.

Anknüpfend an diese Elemente praktizieren Glaubensgemeinschaften seit Jahrtausenden „Entwicklungszusammenarbeit“ in den unterschiedlichsten Kontexten. So wurden Armenhäuser, Suppenküchen, Krankenhäuser und Bildungseinrichtungen lange Zeit fast ausschließlich von lokalen Glaubensgemeinschaften getragen. Auch heute noch werden laut Schätzungen 30 bis 40 Prozent (in humanitären Notlagen sogar bis zu 75 Prozent) der Dienstleistungen im Gesundheitsbereich weltweit von religiösen Institutionen erbracht.

Die entscheidende Frage lautet: Wie kann das positive Potenzial von Religion gestärkt, das negative gehemmt werden? Dass beides oft untrennbar zusammenhängt, habe ich während meiner Zeit beim UN-Bevölkerungsfonds in New York erfahren.

Mit religiösen Akteuren vor Ort zusammenarbeiten

Vor der eigentlichen Intervention oder öffentlichen Aufklärungskampagne in Sachen Verhütung, sexueller Gewalt oder weiblicher Genitalverstümmelung organisiert UNFPA inzwischen oftmals Workshops mit einflussreichen religiösen Führern. Dort wird über das jeweilige Thema nicht nur informiert, es wird auch theologisch eingebettet, meist in der Auseinandersetzung mit Texten aus der entsprechenden Heiligen Schrift oder religiösen Praktiken, die etwa das körperliche und seelische Wohl des Menschen betonen.

Nachhaltigkeit ist das Hauptschlagwort, wenn es um die Zusammenarbeit mit dem geht, was man unter dem Oberbegriff „religiöse Akteure“ zusammenfasst. Das schließt neben religiösen Führern auch lokale Glaubensgemeinschaften und glaubensbasierte NGOs, so genannte Faith-Based Organizations (FBO) ein. Im Zuge des Trends, Religion in der Entwicklungszusammenarbeit zu thematisieren, wurde ein besonderes Augenmerk auf die Zusammenarbeit mit all diesen Akteuren gelegt.

Innerhalb der Vereinten Nationen gibt es beispielsweise seit 2010 eine Task Force, die vor allem dabei helfen soll, FBOs stärker in Entwicklungsprogramme einzubinden und dafür einheitliche Kriterien zu entwickeln. Sie gelten als

global vernetzt und zugleich lokal verankert. Aufgrund gemeinsamer religiöser Werte haben sie eine besondere moralische Glaubwürdigkeit bei der lokalen Bevölkerung. Sie können damit als Brücke zwischen säkularen internationalen Organisationen und lokalen Glaubensgemeinschaften sowie deren religiösen Führern fungieren. Auch verfügen FBOs oftmals über das Wissen, um religiöse Traditionen zu verstehen und adäquat anzusprechen – und können dadurch Organisationen wie UNFPA bei der Umsetzung von Workshops mit religiösen Führern unterstützen.

Der Lutherische Weltbund (LWB) ist eine solche FBO, die durch ihre weltweit 145 Mitgliedskirchen in den verschiedensten Kontexten lokal verankert ist und zugleich mit ihrem humanitären Bereich World Service in Zusammenarbeit mit internationalen Partnern Entwicklungsprojekte umsetzt. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der humanitären Arbeit mit Flüchtlingen, was den LWB weltweit zur größten glaubensbasierten Partnerorganisation des UN-Flüchtlingshilfswerks macht.

Der Glaube ist oft das Einzige, was den Menschen nach ihrer Flucht bleibt

Ich arbeitete einige Wochen im Länderprogramm in Jordanien mit, das syrische und irakische Flüchtlinge sowie lokale Aufnahmegemeinden unterstützt. Im größten jordanischen Flüchtlingscamp Zaatari an der Grenze zu Syrien setzen die muslimischen und christlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des LWBs psychosoziale Unterstützung für Kinder und berufliche Ausbildungsprogramme um. Die Arbeit vor Ort wird geleitet von einem theologisch begründeten Menschenrechtsansatz und dem Ziel, die Interessen der Schutzbedürftigsten stets in den Mittelpunkt zu stellen.

Glaube ist oftmals das Einzige, was Menschen bleibt, nachdem sie Heimat, Besitz und soziales Umfeld hinter sich lassen mussten. Deshalb hat der LWB gemeinsam mit der muslimischen Hilfsorganisation Islamic Relief Worldwide (IRW), UNHCR, dem Internationalen Roten Kreuz und weiteren FBOs Richtlinien entworfen, wie die psychosoziale Unterstützung von Flüchtlingen mit Rücksicht auf deren Religion aussehen kann. Zurückgreifen konnten die beteiligten FBOs dabei auf ihre jeweilige religiöse und theologische Expertise.

Der Trend hin zur stärkeren Zusammenarbeit mit FBOs, lokalen Glaubensgemeinschaften und religiösen Führern ist ein Schritt in die richtige Richtung, um das positive Potenzial von Religion zu stärken. Zugleich bestehen noch zahlreiche Herausforderungen, angefangen mit den Fragen, aufgrund welcher Kriterien entschieden wird, mit wem zusammengearbeitet wird und mit wem nicht. Zudem besteht die Gefahr der Instrumentalisierung, wenn religiöse Akteure lediglich als nützliche Werkzeuge für die extern festgelegte Entwicklungsagenda betrachtet werden. Nach der Bedeutung von Religion, Glaube und Spiritualität jenseits ihrer direkten Relevanz für entwicklungspolitische Ziele wird oft nicht gefragt. Der erste Schritt ist getan. Aber es ist noch ein weiter Weg, bis die Zusammenarbeit mit religiös geprägten Akteuren wirklich auf Augenhöhe stattfindet. • •

Marina Dölker absolvierte ihre Kolleg-Stagen in New York City, Amman und Genf.